

André Gide

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANDRÉ GIDE¹⁾

Ein Schriftsteller muss schon wer sein, um sogar in einem Band von Bruchstücken als ganzer Kerl aus einem Guss dazustehen, ohne den Eindruck zu erwecken, sein Weltbild habe überhaupt erst in nuce die ihm gemäßen Proportionen gefunden. Diese Gefahr lief André Gide sicher nicht, und die Kritik, die nicht immer bis in Hörweite an diesen Autor herankam, nun aber hoffte, das Große an ihm in diesen kleinen Stücken zu erhaschen, gestand meistens nicht eben siegesbewusst: er ist unfassbar. Allerlei Anerkennungen wurden geprägt, teils mit schielendem Gewissen, teils um gewichtigeren Erkenntnissen auf angenehme Art aus dem Wege zu gehen. „André Gide ist der erste unter den Schriftstellern von heute“, heißt es irgendwo; anderorts wird er „eines der verführerischsten Talente unserer Epoche“ genannt; ein Eiferer gar will ihn verketzern und entwerten, indem er ihn „dämonisch“ schilt. Immer wieder spürt man die Unruhe bei den Füsilieren der Kritik, noch keinen Generalnenner für eine derart komplexe Persönlichkeit gefunden zu haben. Auf den vierhundertundfünfzig Seiten dieses Buches schimmert und flimmert die Problematik eines Menschen, welche für die allzusehr von ihrer eigenen Gewitztheit überzeugten Parteigänger einer „allgemein herrschenden“ Logik, für die es keine sieben Siegel mehr gibt, unermesslich ist, da ihre Maßstäbe nur für eine Dimension hinreichen. Wenn aber Gide auf etwas immer wieder zu sprechen kommt, in Dichtung und kritischen Schriften, so ist es das Irrationale in der Menschenseele; mit seinem Kult des Individualismus ehrt er in jedem das Gesetz, wonach er auftreten. Konsequenter schlägt er selbst den eigenen Einfluss auf andere in den Wind, wenn er fürchtet, eine Gefahr zu werden. „Nathanael, nun wirf mein Buch von dir. Setze dich darüber hinweg. Verlass mich... Ich bin es müde, dergleichen zu tun, als ob ich jemanden erzöge. Sagte ich je, ich wünsche dich nach meinem Bilde?... Glaube nicht, deine Wahrheit könne von einem anderen gefunden werden. Wirf mein Buch weg; verstehe wohl, dass dies nur eine der tausend möglichen Stellungen zum Leben ist. Such deine eigene!“

¹⁾ *Morceaux choisis*, Editions de la Nouvelle Revue Française, 1921.

Für den Verkünder gibt erst das Suchen dem Fund seinen Wert, und erst das Fahrenlassen dem Besitz; dem billigen Erwerb von Erkenntnissen, nach denen andere tauchen mussten, widersetzt sich seine Skepsis, die sich wie Lichtenberg die Pflicht auferlegt, an allem Bestehenden mindestens einmal zu zweifeln, selbst an dem Satze zweimal zwei ist vier. Müde, jemanden zu erziehen, behauptet dieser Mann zu sein, der wie wenige vom Trieb der Perfektibilität geplagt wird, der an sich selber Ansprüche stellt und erfüllt, die durch ihre ethische Ungemütlichkeit ihm erlauben, auch dem Nächsten gegenüber mit Ansprüchen zu kommen, wenn sich dieser die Ehre erhalten will, überhaupt beachtet zu werden.

Nach eigenen Imperativen zu leben in einer Epoche, deren Geistigkeit von einer abdrückenden Tradition schier plattgewalzt wird, ist heute keine Kleinigkeit, wo man in der Vergangenheit ganze Auslagen von Bildungsidealen für mehr als ein Leben finden kann. „Il faut avoir son aigle“, sagte der „schlecht gefesselte Prometheus“ in einer Rede vor klassischem Parkettpublikum, und für seinen Adler gibt er Leber und Leben preis, da er in ihm den höchstgelegenen Genius erkennt, von dem er sich zerfetzen lässt, um seinem Flug Größe aufzuerlegen. Mit welch köstlichem neuen Wein füllt Gide exemplarweise die Fabel vom verlorenen Sohn! Es war einer, der auszog, sich selber zu suchen, nicht das Glück, und der mit dem müden Wort heimkehrt: „Nichts zermürbt einen so sehr wie das Eigenartwollen.“ Ihn hat das Leben wieder in die große Teigmasse geknetet, wohin er offenbar gehörte; doch der Dichter gibt ihm einen jüngeren Bruder, der sich mit stolzem Feuer in die verführerischen Fernen stürzt, gewillt, ein ungewöhnliches Schicksal zu erleiden und wenn es auch bloß die gleichen Schmerzen wären, die seinen Bruder zerbrachen. Der ältere hält dem jüngeren das Licht, während dieser von Hause entflieht, und gibt ihm das letzte Wort mit, um ihm die Zweifel zu bannen: Sei stark! Vergiss uns; vergiss mich.

Ein „gefährvolles Leben“, kein glückseliges beschert der Dichter den Gestalten, die ihm teuer sind; sie sind vom Pathos der Einsamkeit erfüllt und zudem von einer nervösen Wachsamkeit, um Einsamkeit und Unabhängigkeit zu verteidigen. Gäbe es eine bessere Defensive als das Reisen? Die Helden von Gide verdanken ihr Eigenstes den Wanderjahren, zu denen sie ihr Schöpfer

zwingt, und wenn sich einer irgendwo festsetzen will, so ist ihm noch lange keine Ruhe beschieden. Michel in *L'immoraliste*, den man für einen Moment auf das Geleise einer konstanten mittleren Bedeutungslosigkeit verfahren fürchtet, muss schicksalsgemäß mit Ménalque zusammentreffen, der grausam aber folgerichtig, mit Ironie und Bösatigkeit ihm das Innere in neue Bewegungen setzt, ihn wieder umwerten lehrt, was diesem vielleicht allzuwert geworden war. Er mahnt seinen Adler. Ménalque führt ein unstätes und angefeindetes Leben; er ist im Begriff, sich nach Afrika zu begeben und macht noch rasch ein paar Abschiedsbesuche bei einigen Freunden in Budapest, Rom und Madrid. Die letzte Nacht in Paris bringt er mit Michel zu, für den er nicht, was man landläufig einen Freund nennt, ist, sondern eine Gefahr, in deren Atmosphäre Michel die schmerzenden Lichtblicke geschenkt werden zur Erkenntnis der Abstände zwischen seiner innersten Veranlagung und seinem äußeren Leben. — Gide hat sich zu sehr mit Nietzsche eingelassen, als dass es ein Zufall wäre, wenn wir dem Porträt von Ménalque bekannte Züge unterschieben können, von dem „enormen Hängeschnauz“ bis zu der „kalten Flamme des Blickes, die eher Mut und Entschlossenheit als Güte ausdrückt.“ Und Ménalque übt dieselbe Funktion, er bringt neue gestrenge Tafeln für die, welche sich bereits anschickten, an den alten ein Genüge zu finden.

Die immerwährende geistige Bewegtheit, die sich den bequemen Luxus festgenagelter Prinzipien versagt, hat Gide zuweilen in die Situation gebracht, auf einem Standpunktwechsel ertappt zu werden. Das trug ihm Vorwürfe ein, die ungefähr so berechtigt sind wie das Ansinnen, er müsse andauernd in Paris sitzen. Sein eigener Lebensausdruck ist das Reisen; er kennt die Länder zwischen Nil und Nordsee und vermag ihren geistigen Sonderarten gerecht zu werden, oder doch jene Ehrfurcht dort aufzubringen, wo das Gerechtein schwierig zu werden beginnt. Gerechtigkeit zu üben ist ihm naturgemäß, da er keiner noch so wohlbegründeten Doktrin traut, die schließlich zum Fuchsbau ohne Ausgang werden kann, wie etwa die Theorie der Einwurzelung bei Barrès, sondern allein der jedem Obdach feindlichen, freischweifenden Intelligenz. „Ich träume von neuen Harmonien. Von einer subtileren und freieren Wortkunst; ohne Rhetorik; *und die nichts zu beweisen sucht.*“ Das große Geheimnis der ewigen Jugend von Stendhals Menschen

entdeckte er darin: „C'est que Stendhal ne voulait rien affirmer.“

André Gide brauchte denen, die ihn kennen, sein Können nicht mehr zu beweisen; doch wieviele kennen ihn? „Warum gaben Sie eine Auswahl der Schriften heraus?“ wurde er gefragt. Die Antwort war: weil ich in Frankreich unbekannt bin. Das ist wohl mit einem Körnchen Salz zu verstehen; aber es wäre schön, wenn die Freunde der französischen Literatur in andern Ländern dieser in der holden Pflicht zuvorkämen, einen ihrer Besten anzuerkennen. Sie müssten sich auch nicht schämen, ihm Verehrung für das darzubringen, was er ihnen schenken wird, denn irgendwann einmal werden wohl oder übel auch seine Landsleute sich dazu bereitfinden.

ZÜRICH

MAX RYCHNER



SCHRIFTEN VON ADRIAN VON ARX

Wir kennen keinen anderen Kanton, der ein so reges politisches Leben besitzt wie der Kanton Solothurn. Im Solothurnischen politisiert die Schuljugend und das Greisenalter und das beste Mannesalter natürlich erst recht. Ja es kommt vor, besonders bei Gelegenheit der Gesamterneuerungswahlen, dass sich selbst Frauen zum Wort melden und temperamentvoll in getrennte Lager spalten. Diese aktive Teilnahme am öffentlichen Leben ist keine neuzeitliche Errungenschaft, sondern es ist Rasse, Überlieferung, Erbteil.

Wer so einen Solothurner und zwar einen der Besten des genannten Schlages kennen lernen will — wenn er ihn nicht schon vorher kannte, — der greife zu dem Auswahlband der *Schriften von Adrian von Arx* (1847 bis 1919), die soeben der Sohn des Verewigten im Verlag Vogt-Schild in Solothurn herausgibt. Ein gewichtiger Band von nahezu 180 Seiten, Reden, Aufsätze und poetische Reminiszenzen enthaltend, und was für welche! Man weiß, dass der Zeitungsmann hauptsächlich für den Tag arbeitet, dass er froh sein darf, wenn er für den flüchtigen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden sein Bestes leistet, denn 90% aller Zeitungsarbeiten verwehen mit dem Tag. Einige wenige Journalisten aber, die nicht immer bloß der gerade fälligen Stunde dienen, die mit dem Rücken gegen die Leser und die Augen auf die ewigen Sterne gerichtet, schreiben, die gehören zum dauernden geistigen Besitzstand einer Nation und ihre Arbeiten veraltern überhaupt nicht. Zu dieser Elitekategorie gehört Adrian von Arx.

Wer ihn noch nicht kennt, der sollte ihn sofort kennen lernen. Seine Bekanntschaft wird zum dauernden Gewinn, sein Feuergeist ist ein Kompass im politischen Chaos der Gegenwart. Adrian von Arx hat einmal ein Blatt gegründet mit dem charakteristischen Titel *Der Unabhängige*. Diese Gründung ist echtester Adrian. Das Unabhängigkeitsgefühl, der Freiheitsdrang war die einzige Atmosphäre, in der sich dieser Demokrat reinsten Wassers auf die Dauer wohlfühlen konnte. Ein Sohn der großen 48er, hat